

INTERVIEW:
MICHAEL OMASTA

Auf den ersten Blick sieht Camini wie die meisten Dörfer in der Provinz Reggio di Calabria aus. Die Straßen sind menschenleer, viele Häuser verfallen, ihre Besitzer sind vor Jahren nach Frankreich oder nach Amerika emigriert. Doch zugleich ist Camini auch ganz anders als der Rest des Landes: Während die „Flüchtlingswelle“ 2015 die Solidarität der Europäischen Union fortgeschwemmt hat, sehen Giusi und Rosario und ihre private Hilfsinitiative „Un solo colore“ die Aufnahme von Flüchtlingen als Chance für ihre Heimatgemeinde. Camini schafft das!

In seinem gleichnamigen Film erkundet Joerg Burger, ein österreichischer Kameramann und Dokumentarfilmer mit viel Sinn für entlegene Geschichten, die lokale Willkommenskultur. Ortsbelebung und humanitäre Hilfe bilden in dieser 200-Sekunden-Gemeinde, die Zuflucht für 70 bis 80 Flüchtlinge bietet, keinen Widerspruch. Im Gegenteil, am Best-Practice-Modell von Camini entwickelt „Un solo colore“ einige Fragen zur europäischen Flüchtlingspolitik, die weit über die Notwendigkeiten des bloßen Überlebens hinausgehen.

Falter: Ihre zwei vorangegangenen Filme handeln von Marienerscheinungen und von der Unendlichkeit. In „Un solo colore“ nehmen Sie sich erstmals eines aktuellen, explizit politischen Themas an – gibt es dafür einen speziellen Grund?

Joerg Burger: Die sogenannte Flüchtlingskrise war im Mai 2015, als ich zu drehen anfing, noch keineswegs so aktuell. Mich hat vielmehr fasziniert, wie bei uns alle herumsitzen und es niemanden kümmert, womit die Italiener konfrontiert sind. Die nehmen jedes Jahr rund 150.000 Menschen auf. Davon hörst du bei uns kaum etwas. Du hörst nur, wenn ein Boot untergegangen ist und Leute ertrunken sind.

Über den Sommer wurde das Thema Flüchtlinge dann akut. Inwiefern hat sich das auf Ihre Arbeit ausgewirkt?

Burger: Es ist so viel passiert, dass mir rasch klar wurde: Ich muss mich auf diese eine Ortschaft in Kalabrien konzentrieren. Ich hab nicht das Budget, dass ich nach Calais, nach Griechenland und in die Türkei fahren kann, außerdem klopft die internationale Presse das ständig ab. Nein, ich bleibe bei dieser kleinen, positiven Geschichte – die Horrorbilder haben wir eh.

Christus kam nur bis Eboli, schreibt Carlo Levi in einem Roman. Sie hat es noch weiter in den Süden, nach Camini, verschlagen – wie das?

Burger: Wie immer durch Zufall. Ich habe übers Netz eine Geschichte recherchiert, die ich vor Jahren in der Zeitung gelesen hatte, über eine Ortschaft, in der fast nur Afrikaner leben. Dabei bin ich auf Riace gestoßen, das heute quasi Synonym für Flüchtlingshilfe ist. Vor Ort habe ich aber rasch gemerkt: Das stimmt ja alles nicht – wie so vieles, das durch die Medien geht.

Sie reden jetzt aber nicht der „Lügenpresse“ das Wort, oder?

Burger: Na, sagen wir, es gibt ein Thema, und das wird halt gern ein bisschen aufgebauscht. Das war schon bei „Way of Passion“ so, da ging es um ein Mädchen, das eine Marien-Erscheinung hatte. Es gab Artikel von der Zeit bis zu National Geographic, und natürlich hat nichts davon gestimmt.



„Die Horrorbilder haben wir eh“

Mit seinem Dokumentarfilm „Un solo colore“ gewinnt Joerg Burger der sogenannten Flüchtlingskrise auch optimistische Bilder und Geschichten ab

„Ich recherchiere nie lang, ich drehe immer gleich“, Joerg Burger über die Arbeit an seinem Film „Un solo colore“

FOTO:
HERIBERT
CORN

Eröffnung von Kino unter Sternen am Karlsplatz, 17., 21.30 (in Anwesenheit des Filmemachers)

In Riace war's ähnlich. Das ist das Aushängeschild in puncto Willkommenskultur, dort ist jeden Tag internationale Presse. Jeder fährt nach Riace, schaut sich das an und fährt wieder heim. In Wahrheit ist der Gemeinde das ganze Projekt längst entglitten. Ich habe den Bürgermeister am Sonntag um acht in der Früh auf dem Gehsteig sitzend getroffen: Die Frau ist ihm samt Kind davongegerannt, die Mutter gestorben, er war völlig fertig. Er hatte die Idee, Projekte mit Flüchtlingen und für Flüchtlinge zu machen. Dafür hat er Geld für die Gemeinde bekommen, und je renommierter Riace geworden ist, umso mehr Projekte wurden gemacht – nur leider auch immer mehr, die im Grunde sinnlos sind.

Und in Ortschaften wie Camini ist das anders?

Burger: Dort funktioniert diese ursprüngliche Idee einer Willkommenskultur noch. In Riace war für mich kein Weiterkommen. Niemand wollte vor der Kamera sprechen, und wenn doch, sind dauernd deutsche Journalisten ins Bild gehupft und haben fotografiert, ohne zu fragen – da hat's fast Handgreiflichkeiten gegeben. Schließlich habe ich die Information bekommen:

Schauts doch in den Nachbarort, wo niemand hinfährt – und das war Camini.

Im Film ist einmal die Rede von „Zweit- aufnahmehagern“, was bedeutet das?

Burger: Die 150.000 Flüchtlinge, die jedes Jahr in Italien stranden, kommen zuerst in riesige Auffanglager und von dort – mit Glück, hauptsächlich Familien – weiter in kleine Dörfer. Da gibt's hunderte. In Italien hat jedes Dorf fünf, sechs italienische Partnerdörfer, wenn eines anfängt, machen alle anderen mit. Viele sehen darin eine Chance, weil diese unterentwickelten Regionen im Süden aussterben: Dort gibt's keine Schulen mehr, keine Geschäfte, nichts. Dank der Flüchtlinge und der Gelder von der EU sperren Schulen und Geschäfte wieder auf und ein paar Leute haben einen Job.

Wie zum Beispiel die Arbeit im Weinberg? Ich dachte, das sei quasi ein Bibelzitat!

Burger: Es liegt einfach alles brach dort. Der die Kartoffeln anbaut, bekommt das Grundstück gratis. Auch der Weingarten war am Eingehen, bis die Flüchtlinge gekommen sind. Jetzt machen die ein bisschen Wein, haben ein bisschen was zu tun, verdienen ein bisschen Geld damit, sind ein bisschen integriert.

Die kleinen Gemeinden in Österreich haben zuletzt alle blau gewählt, angeblich auch aus Angst vor den Flüchtlingen. Wieso ist das in Italien anders?

Burger: Dort begegnet man Fremden grundsätzlich entspannter. Du kommst ins letzte Kaff, und die alten Leute sprechen Deutsch, weil sie alle zehn Jahre oder länger in Deutschland gearbeitet haben – vielleicht haben sie deshalb nicht so ein Problem mit den Asylsuchenden.

Was hat Sie an Camini überzeugt?

Burger: Es ist schwierig, Orientierung zu finden bei dem globalen Flüchtlingsthe-ma. Was mir in Camini gefallen hat: Da sind extrem engagierte Leute, die haben einen Plan, und die machen das – sie helfen Flüchtlingen. Wie gut das funktioniert, sieht man daran, dass sich dort nicht so eine Enklave bildet, wie man das häufig sieht, sondern dass die Ethnien bunt gemischt sind. Es gibt schon deutliche Unterschiede in der Mentalität, aber im Endeffekt kommen Iraker und Syrer und Menschen aus Afrika miteinander aus, obwohl sie sich das früher nie hätten vorstellen können.

Dafür findet der Film sehr schöne Bilder, etwas wenn die Kinder nach der Leses gemeinsam im Weinbottich herumstampfen oder wenn auf einem Platz Seife gemacht wird und der ganze Ort auf den Beinen ist.

Burger: Es wird richtig Programm gemacht mit den Flüchtlingen. Natürlich gibt es auch Streitereien, aber in der nächsten Generation, bei den Kindern, spielen diese Konflikte keine Rolle mehr. Ich finde das interessant, dass Integration in Dorfgemeinschaften, also in ganz einfachen Strukturen, oft besser funktioniert als in Großstädten. Der persönliche Kontakt ist viel leichter als in einer Kaserne, wo 5000 Flüchtlinge untergebracht sind. Und die Leute haben ja auch alle etwas zu erzählen, und sei es nur über die Küche, irgendetwas, und auf einmal ist das keine anonyme Person mehr, sondern – pathetisch gesagt – ein Mensch.

Sie verwenden sonst kaum Talking Heads, wieso hier schon?

Burger: Ich wollte diesen Leuten eine Stimme geben, sie sollen die Möglichkeit haben,



Es wird Programm gemacht: Eine Frau aus Camini zeigt den Gästen aus Afrika, wie man selber Seife anrührt



Die Magie des Kinos: Ein Bub aus Nigeria sieht sich selbst im Monitor und beginnt für die Kamera zu spielen



Nach der Weinlese stampfen Kinder die Trauben: Die Ethnien sind bunt gemischt, Konflikte dennoch selten

Zur Person

Joerg Burger, geboren 1961, ist ein fruchtbarer Künstler, Filmschaffender und Kameramann. Zu seinen bekanntesten Werken gehören „Focus on Infinity“, eine Doku über Astronomie, und „Gibellina“, ein Film über ein sizilianisches Erbegebiet. Joerg Burger lebt in Wien



Dank der Flüchtlinge sperren Schulen und Geschäfte wieder auf und ein paar Leute haben wieder einen Job

FILMMACHER
JOERG BURGER

Oh nee, Schimi, das is scheiße! Zum Tod von Götz George

NACHRUH:
MICHAEL OMASTA

Seinen Vornamen verdankt er der Lieblingsrolle seines Vaters, dem Götz von Berlichingen.

Götz George war der Sohn des deutschen Schauspielerehepaars Berta Drews und Heinrich George. An der Legende des übergroßen Vaters, der – als NS-Günstling von den Alliierten im Speziallager Sachsenhausen interniert – 1946 verstarb, arbeitete er sich seit seines Lebens ab. Zuletzt spielte er im TV-Biopic „George“ (2013) gar den eigenen Vater.

Bereits als Kind stand Götz George auf der Bühne. Erst mit 15 ge-



Götz George
23.7.1938
19.6.2016

ihre Geschichten zu erzählen. Viele der Afrikaner zum Beispiel wollten nie nach Europa. Die stammen aus Nigeria, waren Gastarbeiter in Libyen, dann ist dort der Krieg ausgebrochen, und sie mussten einfach weg. Von wegen Wirtschaftsflüchtlinge, die haben gut verdient dort! Oder der Mann aus Eritrea. Das Land ist muslimisch. Er ist Christ, hat eine Frau, sie bekommt Zwillinge, und die werden im Krankenhaus umgebracht, weil er dieser Müllerei angehört. Eritrea ist kein Kriegsgebiet, aber es gibt Menschen, die aufgrund ihrer speziellen Situation verfolgt werden.

Die jungen Leute, die zu Wort kommen, sprechen alle perfekt Englisch.

Burger: Ich hab fast nur Afrikaner interviewt, weil die einfach cool sind. Allerdings habe ich auch schon das Gegenteil erlebt, die Angst vor ungläublichen Dämonen! Gerade bei Leuten aus Ländern wie Eritrea ist Paranoia vor Geheimdiensten verbreitet, die bekommst du schwer vor die Kamera.

Haben Sie die Kamera immer von Anfang an dabei?

Burger: Ja. Wenn ich etwas kriege, dann krieg ich's gleich. Viele meiner Kollegen machen Vorerfahrungen mit billigen Kameras, fahren heim, schreiben ein Konzept, tauchen ein, bekommen ein Jahr später das Geld, fahren wieder hin, und inzwischen ist alles komplett anders. Ich drehe immer gleich.

Das kann man wohl nur, wenn man allein arbeitet?

Burger: Ach, das geht schon. Ich arbeite mit Leuten wie Georg Misch, wir sind befreundet, kommen beide aus der Doku-Ecke und helfen uns gegenseitig aus. Wenn du solche Leute hast, dann geht das, ohne dass man sich Ausbeutung vorwerfen lassen muss. Es werden halt immer nur die Drehtage bezahlt und nicht die Stehtage. Und wir haben noch ein spezielles Arrangement: Das Zimmer muss in Ordnung sein und das Essen – über den Rest kann man reden.

Wie bewegen Sie sich in einem Ort wie Camini? Ist man da als Filmemacher nicht altzu sichtbar?

Burger: Egal, in Italien, überhaupt im Süden, ist das kein Problem. Du redest mit den Leuten, grüßt sie auf der Straße, das ist ganz unkompliziert. Bei „Way of Passion“ habe ich eine Prozession von 24 Stunden durchgedreht. Kein Einziger hat jemals in die Kamera geglotzt! Versuche einmal 30 Sekunden auf der Kärrner Straße zu drehen – da zeigt sofort einer die lange Nase oder macht sonst was Lustiges.

Eine der eindrucklichsten Szenen des Films spielt im Büro des jungen Ehepaars, das sich um die Flüchtlinge kümmert.

Sie beobachten nur, kommentieren nicht und übersetzen auch nicht.

Burger: Diese vier, fünf Minuten lang soll man einfach nur spüren, wie anstrengend das ist, was Giusi und Rosario machen. Die haben ja beide auch noch einen normalen Job. Es gibt also bestimmte Zeiten, wo sie im Büro sind, und da kommen dann alle! Jeder will was, jeder schreit herum, alle reden gleichzeitig, und die nehmen das mit einer stoischen Ruhe und helfen aus purer Überzeugung, weil sie diese Arbeit am Menschen einfach schätzen. Was da gerade wird, brauche ich nicht zu übersetzen – es geht um die Stimmung, den Lärm und darum, dass man schaut.

büttierte er im Film, und zwar in einer Schmonzette mit Romy Schneider. Das Ufa-Nachwuchsstudio verlieh ihm jenen professionell burlesken Schläff, den er unter anderem 1959 als verliebter Boxer in der Musikkomödie „Jacqueline“ überzeugend unter Beweis stellte.

Bis Ende der 1960er-Jahre folgten Auftritte in rund 25 Spielfilmen, einige Karl-May-Abenteuer inklusive. Dann machte George das einzig Richtige: Er legte eine Kinopause ein, die 15 Jahre dauerte.

Erst das Fernsehen machte George zum Star. 1977 etwa besetzte ihn Theodor Kotulla für „Aus einem deutschen Leben“ als Auschwitz-Kommandant Franz Lang. 1981 gab der Schauspieler sein Debit als „Tort“-Kommissar aus Duisburg. Horst Schimanski, der Prolo im Parka, wurde zur Rolle seines Lebens, die er insgesamt 48 Mal verkörperte.

Mit den wirklich bedeutendsten Regisseuren seiner Zeit zu arbeiten war ihm selten genug vergönnt. 1988 brillierte er als Gangster Probek in Dominik Graf's Actionfilm „Die Katze“, 1995 als Serienmörder Fritz Haarman in Romanold Karmakars Zweipersonendrama „Der Totmacher“.

Dazwischen spielte er meistens Komödie – am besten wohl für Helmut Dietl („Schocktopf“) –, doch seine eigentlichen Qualitäten kamen dort weit weniger zur Geltung.

Götz George brachte eine physische Präsenz in seine Arbeit ein, die in Deutschland lange Zeit verpönt war. Eine ganze Generation heutiger Schauspieler – von Ronald Zehrfeld über Misl Matković bis Til Schweiger – hat ihm viel zu verdanken.